

„Wirken kann nur etwas, was erstens selbst ein Vorhandenes und zweitens stärker als das zu Bewirkende ist“ (Walter Schulz)

Einleitung - Wem nutzt Wirkungsorientierung wirklich?

Dieser Beitrag beschäftigt sich mit den Kategorien Wirksamkeit, Wissen und Erfahrung und fordert dazu auf, Erfahrungswissen auf den Bühnen der Alltags- und Praxiserfahrung stärker als Ressource bei wirkungsorientierten Prozessen in den Blick zu nehmen. Ausgehend von der Wirkungsdebatte in der Jugendhilfe werden Wirkungsperspektiven thematisiert, die mit Aspekten des Erfahrungswissens kombiniert und auf ihre Belastbarkeit hin überprüft werden. Zur Veranschaulichung enthält er ein Praxisbeispiel zum angewandten Erfahrungswissen einer interdisziplinären Expertengruppe aus Wissenschaft und praktischer Sozialarbeit.

Wirkungsorientierung ist im Grunde ein offen angelegter Containerbegriff, der ganz unterschiedlich verstanden und ausgelegt wird. Was unter der Chiffre ´Wirkungsorientierung´ firmiert, ist keineswegs eindeutig und ruft mehrdimensionale Assoziationen hervor. In der Jugendhilfe wurde im letzten Jahrzehnt ein breites Spektrum an quantitativen und qualitativen Messmethoden ausprobiert, manches wurde nach der Erprobung systematisch angewendet. Das Spektrum reicht vom Bundesmodellprojekt „Wirkungsorientierte Jugendhilfe“ (WOJ) über Reformprojekte im Bereich Erziehungshilfen - wie das Integra-Projekt der IGFH oder der Stadt Stuttgart, die neue Maßstäbe bei der Qualitätsentwicklung in der Jugendhilfe gesetzt haben - bis hin zur Entwicklung von Controlling- und Steuerungsinstrumenten, die zur betriebswirtschaftlich effizienten Planung von Geldleistungen eingesetzt werden. Dort verbergen sich hinter der „Steuerung“ nicht selten rigide Sparprogramme der öffentlichen Verwaltung. Der folgende Passus bringt die gegenläufigen Effekte von „Wirkungsorientierung“ zum Ausdruck: „Der aktuelle Wirkungsdiskurs nimmt jedoch Aspekte wissenschaftlicher Forschung nur selektiv zur Kenntnis und ist stark auf das Erfassen von quantitativen Kennzahlen fokussiert. Insofern lässt sich vielfach auch die Wirkungsorientierung in Sozialpädagogik und Sozialarbeit in der Bundesrepublik zunächst vor allem als eine Weiterentwicklung der neuen Steuerungsmodelle lesen, die mit dem Ziel einer Effektivitätssteigerung öffentlicher Leistungen angetreten sind. „Wirkungsorientierung“, „wirkungsorientierte Steuerung“ und „Wirkungsforschung“ stehen teilweise unvermittelt nebeneinander...“, heißt es im Rückblick auf das Bundesmodellprojekt Wirkungsorientierte Jugendhilfe.¹ Hier dominieren wirkungsdefiziente Programme - nicht wirksame Fachleute - das Geschehen. Diese Programme und ihre Protagonisten haben auch Fragen nach der Produktivität und Rationalität in der Jugendhilfe aufgeworfen. Beschäftigte in der Jugendhilfe kommen dadurch in Rechtfertigungsdruck und werden zuweilen in Legitimationsfallen gelockt.

Nun geht es weniger darum, diese Ansätze zu diskutieren, sondern stattdessen Erfahrungswissen als einen basalen Aspekt von Wirksamkeit zu betrachten. Der Begriff Wirksamkeit erscheint mir insgesamt passender, weil ein feiner etymologischer Unterschied darin bestehen könnte, Wirkung als fließende, punktuell erzielte Veränderung - und Wirksamkeit als umfassenden und mit „Erfolg wirkenden“² festgestellten Zustand zu betrachten, der auch bewusst Nebenwirkungen mit einbezieht.

¹ Wirkungsorientierte Jugendhilfe, Band 9, Münster 2009, Seite 11

² Vgl. Duden, Band 7, Mannheim 1989, Seite 815

Wirkung und Wirklichkeit

Wenn Wirkung als Aspekt von Wirklichkeit gesehen wird und als Versuch, Prozesse sozialer Wirklichkeit nachvollziehbar zu machen und Veränderungen aufzuspüren bzw. zu erklären, verändert sich die Perspektive der Wirkungsorientierung. Wo Wirklichkeiten in den Focus genommen werden, befragen wir im Grunde die Alltagswelt: „Wenn wir die Wirklichkeit in der Alltagswelt verstehen wollen, so müssen wir uns nach ihrem Wesen als Wirklichkeit fragen, bevor wir zu eigentlichen soziologische Analyse kommen können. Die Alltagswelt breitet sich vor uns aus als Wirklichkeit, die von Menschen begriffen und gedeutet wird und ihnen subjektiv sinnhaft erscheint“ schreiben Berger und Luckmann.³ In der Sozialen Arbeit sind soziale Wirklichkeiten permanent Gegenstand des Interesses, auch weil sie permanent Veränderungen ausgesetzt sind, sie werden neu erschaffen oder auch konstruiert. Sozialpädagogische Interaktionen zwischen Professionellen und Nicht- Professionellen bringen dabei eine besondere Dynamik hervor, weil die eine Seite – idealtypisch betrachtet - hilft und unterstützt und die andere einen Bedarf formuliert. Professionelle haben den Anspruch, etwas beim Anderen zu bewirken, einen Zustand zum Besseren zu wenden. In der Regel geschieht das über Zielformulierungen bspw. in Hilfeplänen. Die Erreichbarkeit von Zielen in der sozialpädagogischen Arbeit ist im Hinblick auf ihre Wirkungen teilweise umstritten, weil Zielsetzungen in biographischen Verläufen nicht die einzigen Variablen sind, mit denen Wirkungen oder Veränderungen erzielt werden.

Obwohl bei vielen sozialpädagogischen Akteuren ein ganzheitlicher Ansatz zur Arbeitsauffassung gehört, geben sie ihr eigenes Erfahrungswissen und das ihrer Adressaten oft leichtfertig aus der Hand, weil sie zu einseitig auf Zieldefinitionen focussiert sind. Sie laufen dabei Gefahr, den Bezug zur komplexen Wirklichkeit zu unterschlagen. Hinzu kommt, dass die Hilfeerbringung auf mehrere spezialisierte Fachkräfte verteilt – manchmal geradezu tayloristisch - ist; und das Hilfesystem aus der Sicht der Adressaten dadurch schwer zu überschauen ist. Es geht dabei oft mehr um einzelne Parts, nicht um Partizipation. Um dem entgegenzuwirken, müssen möglichst viele Perspektiven (Familienmitglieder, Professionelle, Ehrenamtliche usw.) und Stimmen flankierend eingeholt und gehört werden.

Wenn also Wirkung stärker als Aspekt von Wirklichkeit betrachtet wird und nicht (nur) um ihrer selbst willen, gelangen wir zu einem Wirkungsbegriff, der über das allgemeine Verständnis von Wirkungsorientierung hinausreicht und der das vorhandene Erfahrungswissen von Professionellen und Nicht-Professionellen stärker berücksichtigt. Das bedeutet, dass in Wirkungsprozessen angewendete Methoden während oder nach der Hilfe stärker an den jeweiligen Erfahrungskontext der Beteiligten rückgekoppelt werden müssten, und dadurch eine stärkere reflexive Bedeutung erlangen würden. Das hätte auch zur Folge, sich gezielter für Wirkungsdialoge, die sich dem Erleben verschiedener Wirklichkeiten widmen, zu entscheiden. Dieser Ansatz korrespondiert auch mit der im 13. Kinder- und Jugendbericht hervorgehobenen Selbstwirksamkeit von Kindern und Jugendlichen: „In ihrem Mittelpunkt steht ein möglichst selbst bestimmt entscheidendes, handlungsfähiges, eigenverantwortliches Individuum, das spezifische Ressourcen benötigt. Zu diesen gehören das Gefühl der Selbstwirksamkeit und der Sinnhaftigkeit des eigenen Handelns, die Erfahrung mit sich selbst identisch zu sein, sowie soziale Anerkennung und kulturelle Einbettung“.⁴ Wenn damit auch

³ Berger/Luckmann, Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit, Frankfurt/M 1980, Seite 21

⁴ 13. Kinder- und Jugendbericht, Deutscher Bundestag, 16. Wahlperiode, Seite 35

eine Aufforderung an die Fachwelt enthalten ist, die Prämisse der Selbstwirksamkeit für sich zu reklamieren, erhöhen sich die Chancen für eine wirkungsvolle Zusammenarbeit zwischen Jugendhilfe und ihren Zielgruppen.

Wie der Alltag Wissen produziert

Wissenssoziologisch gesehen bestimmen soziale, ökonomische und politische Faktoren menschliche Wissensprozesse, dem Individuum fließen Wissensinhalte nicht nur durch die Möglichkeiten alltäglicher Erkenntnispraxis zu, sondern ebenso durch Tradition und Erziehung. Karl Mannheim⁵ (1929) sprach von einer „Seinsverbundenheit“ des Wissens (wonach die soziale und geschichtliche Herkunft die menschlichen Erkenntnis- und Denkprozesse prägen) und sah in der Wissenssoziologie die Aufgabe, den Zusammenhang zwischen Denkkategorien, Wissensansprüchen und der sozialen Realität zu untersuchen. All das, was in unserer Gesellschaft als Wissen gilt, kann Gegenstand der Wissenssoziologie sein. An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, dass es hier um zwei Aspekte des Wissens geht: Beim Aspekt des Erfahrungswissens bedarf es der Unterscheidung von Theoriewissen als „wissenschaftliches Wissen“ und dem erfahrungsgeliteten Alltagswissen, nach dem Handeln wissensgeleitet erfolgt. Für das Wissensverständnis spielen z.B. die sozialen Wirklichkeiten sowohl von Familien, als auch die berufliche Wirklichkeit der Professionellen eine wesentliche Rolle. Alltagswissen zählt nach diesem Verständnis zu den oft unerkannten Ressourcen, die in die Praxis der Jugendhilfe einfließen. Natürlich kann an dieser Stelle zu bedenken gegeben werden, dass unter der konstruktivistischen Perspektive jegliche Form des Wissens bzw. Wissenserwerbs immer bereits „objektive Wahrheiten“ und „subjektive Wirklichkeiten“ (Berger/Luckmann) mit einschließen.

Die Ressource ´Alltagswissen´ hat einen prägenden Charakter in der Beziehung zwischen Professionellen und „ihren Klienten“. Professionalität zeichnet sich dann dadurch aus, dass Fachkräfte neben ihrem Alltagswissen zusätzlich über akademisches, also eher theoretisches bzw. deklaratives Wissen verfügen. Eine sozialpädagogische Arbeit, die nur akademisch ausgerichtet ist, würde in der Praxis aber ohne das verfügbare Alltagswissen kaum ausreichen, um Sozialarbeit wirksam zu gestalten. Die Frage ist dabei, wie viel Alltagswissen als gesicherte Erkenntnis im Sinne von stillem und verbalisiertem Wissen und wie viel „Glauben“, „Meinen“ oder „Wähnen“ Eingang in pädagogische Interaktionen finden und von welchen mentalen Modellen sie sich leiten lassen. „Wissen beginnt demnach mit der Zerstörung von Täuschungen, mit der „Enttäuschung“. Wissen bedeutet, durch die Oberfläche zu den Wurzeln und damit zu den Ursachen vorzudringen, die Realität in ihrer Nacktheit zu „sehen“, schreibt Erich Fromm.⁶ Wenn wir diesen Gedanken auf die Praxis transformieren, könnten folgende Fragen im Vordergrund stehen:

- Wird die Sozialarbeit auch als Lernprozess angesehen bzw. sind Lerneffekte Gegenstand kollegialer Fachgespräche und werden diese dokumentiert? Sind sie Teil eines Qualitätsmanagements?
- Findet also ein Wissensaustausch statt, von dem nicht nur handelnde Personen, sondern die Organisation als Ganzes profitieren kann?
- Die übergeordnete Frage ist hier: Wie reflexiv ist eine Organisation aufgebaut, welche Rückbezüge auf das Organisationshandeln sind strukturell gesichert bzw. wie und wo wird

⁵ Karl Mannheim, *Ideologie und Utopie*, 7. Auflage, Frankfurt/M 1987

⁶ Erich Fromm, *Haben oder Sein*, München 1980, Seite 48

Wissen gebunden?

Es kommt also auf den Aspekt an, dass Praxishandeln Wissen erzeugt und Wissen aus der Praxis heraus entsteht. Somit handelt es sich – bezogen auf professionelles Handeln - um einen hermeneutischen Prozess, der uns zur Kategorie der Erfahrung führt.

Wirkungsdynamik von Erfahrung und Wissen

Im Allgemeinen wird Erfahrung als Prozess verstanden, der sich auf das Erleben und Erfahren von Situationen, Ereignissen und Erlebnissen bezieht, die auf verschiedene Weise in den persönlichen Erfahrungshorizont eingehen und das individuelle Weltbild mitentwerfen. Die individuelle Sicht der Dinge und die „Lebensweisheiten“ werden durch einschneidende Erfahrungen geprägt und unterliegen in der Regel subjektiven Deutungsmustern. In Hans-Georg Gadamer's Werk „Wahrheit und Methode“ kommt es in diesem Kontext auf alltags- lebens- und bildungsgeschichtliche, also auf die durch Vorerfahrungen strukturierte Verstehensfähigkeit des Individuums an. Im wissenschaftstheoretischen Verständnis wie im alltäglichen Leben wird Erfahrung als Prozess verstanden, der auf Wiederholbarkeit beruht. Der Erfahrungsgesamt bleibt solange gültig, bis er durch eine neue Erfahrung widerlegt wird. Erfahrungen sind anfällig dafür, jederzeit durchbrochen zu werden, sie sind somit vorläufig und kennzeichnen unser Verstehen und Verständnis von Praxis, von Umwelt und unsere Wahrnehmung der Mitmenschen.

Erfahrung muss also bewältigt werden, denn „was Erfahrung im Ganzen ist“, stellt Gadamer fest, „ist nichts, was jemand erspart werden kann“.⁷ Es handelt sich dabei um einen aktiven Prozess, der sich vom landläufigen Verständnis, nach dem Erfahrung lediglich jederzeit als Wissensform abrufbar ist und die dazu verleiten kann, sich bei entsprechender Gelegenheit auf „Erfahrungswerte“ zurück zu ziehen, unterscheidet. Dieses Verständnis schließt Chancen, die im Durchleben neuer Erfahrungen liegen, weitgehend aus und kann auch Teil einer Lebensstrategie sein, die auf Vorsicht und auf ein Sicherheitsbedürfnis, „unangenehme“ Erfahrungen durchleiden zu müssen bzw. sich ersparen zu wollen, setzt.

Anders verhält es sich aber, wenn wir von Menschen mit (Berufs-)Erfahrung sprechen. Solchen wird dann gemeinhin die Fähigkeit zur Differenzierung eingeräumt, ihr Erfahrungsschatz gilt als reflektiert und wird als Verhaltens- und Handlungsmuster gegenüber der sozialen Welt anerkannt. Ihnen wird Erfahrungskompetenz zugesprochen, mit anderen Worten: Sie verfügen über Menschenkenntnis. Ihr soziales Handeln in der alltäglichen Lebenspraxis basiert in hohem Maße auf Erfahrungswissen, das sich nicht zuletzt aus durchlebten Erfahrungen aus erster Hand nährt. Es handelt sich um Lebens- und Berufserfahrung, die anderen zugute kommen kann, wenn sie als solche angenommen und dadurch wirksam wird.

Erfahrungswissen wirkungsvoll nutzen

Erfahrungswissen ist eine aktive und aktivierende Ressource, die in unterschiedlichen sozialen Prozessen zur Geltung kommen kann. Am Beispiel des „Reutlinger Lebenslagenberichtes Alleinerziehende“ wird dargelegt, wie Erfahrungswissen wirkungsvoll genutzt werden kann. Der Prozess zur Erstellung des Lebenslagenberichtes wurde vom Autor dieses Artikels moderiert und wissenschaftlich begleitet. Es wurde eine Arbeitsgruppe ins Leben gerufen, die aus Vertreter/innen der Kommunalverwaltung und freien Trägern besetzt wurde. Unter den

⁷ Hans-Georg Gadamer, Wahrheit und Methode, Tübingen 1990, Seite 361

Gesichtspunkten diverser Tätigkeitsfelder, verschiedener Berufsbiographien und heterogener fachlicher Ressourcen konnte eine „open source“ mit einem Reichtum an Erfahrungswissen erschlossen werden. Nun ging es darum, den Erfahrungsschatz der Fachleute als Ressource für den gemeinsamen Arbeitsprozess zu heben und ihn in Wissen zu transformieren. Praktisches Wissen im Sinne der Phronesis, das hier aus dem (Arbeits-)Leben heraus erworben wird, „ist eine andere Art Wissen“ (H.G. Gadamer) und unterscheidet sich darin vom deklarativen und theoretisch herangebildeten Wissen.

Zu Beginn des Prozesses kristallisierte sich heraus, dass es den Fachleuten ein Anliegen war, Lebenslagenkonzepte von Alleinerziehenden darzustellen, die verschiedene Lebens- und Alltagsbereiche in den Blick nehmen. Der Focus lag somit nicht mehr ausschließlich auf einem Armutsbericht, sondern auf Alltags- und Lebensbewältigung z.B. mit den Facetten Kinderbetreuung, Erwerbstätigkeit, Wohnsituation, Mobilität und soziale Netzwerke. Aus der Sicht der jeweiligen Zielgruppen kann die einseitige Fokussierung auf Armut oder andere Notlagen immer auch stigmatisierende Aspekte in sich tragen. Die Studie sollte aber keine stigmatisierenden Assoziationen hervorrufen, vielmehr sollte sie einen offenen Zugang zur Lebenssituation von Alleinerziehenden ermöglichen. Eine Konsequenz daraus war, Alleinerziehenden ebenso wie Professionellen eine Expertenrolle zuzuerkennen und diesen die Möglichkeit zu geben, ihre Alltagserfahrungen anhand von ausführlichen Interviews schildern und reflektieren zu können. Es gab also zwei Grundperspektiven: Die Sicht der Alleinerziehenden und die Sicht von Akteuren/innen, die im Rahmen professioneller Beratung (AWO, Diakonisches Werk, Caritas, Jugend- und Sozialamt, Job Center etc.) arbeiten.

Diese beiden Grundperspektiven wurden kombiniert mit der wissenschaftlich distanzierten Außenperspektive: Eine Studiengruppe des Instituts für Erziehungswissenschaften der Uni Tübingen erhielt den Auftrag, den Bericht mit Methoden der qualitativen Sozialforschung zu unterstützen und die Ergebnisse wissenschaftlich abzusichern. Dazu gehörten insbesondere narrative, leitfadengestützte Interviews mit den Familien und Gruppeninterviews mit den Professionellen, deren Sicht auf die Lebenslagen von Alleinerziehenden ebenfalls beleuchtet wurde. Genau besehen handelte es sich bei dieser Vorgehensweise um Praxisforschung, um einen Forschungsansatz, den „die Praxis“ bejaht und aktiv mitgestaltet. Mit diesem Zusammenwirken von Praxis und Wissenschaft entstand eine Plattform, auf der erfahrungs- und wissensgeleitete Einstellungen und Haltungen gegenseitige Transparenz und einen unmittelbaren Austausch von Positionen und Arbeitsmethoden ermöglichten. Die reziproke Abklärung der Interessenslagen ist nicht nur die Einflugschneise für Beteiligungsprozesse, sondern gleichzeitig Voraussetzung für die Ernte von Erfahrungswissen. Dazu gehört die Einsicht von Professionellen, dass ihre Profiperspektiven nicht vertikal oder hegemonial gegenüber Zielgruppen („Klientel“) sein müssen, sondern vielmehr auf horizontale Beteiligungsformen ausgerichtet sind. Folgerichtig wurde die inhaltliche Gliederung des Lebenslagenberichtes und die damit verbundene Vorgehensweise aus der Arbeitsgruppe selbst heraus entwickelt: Es wurde ein Konsens darüber hergestellt, dass die Entwicklung, Durchführung und Auswertung der Interviews in Auftrag gegeben, die anderen Teile der Studie aber in Eigenarbeit erstellt werden. Dieser Konsens wurde mit Verantwortung jedes einzelnen verknüpft, mit bestimmten Aufgaben und Aufträgen zum Gelingen des Berichtes beizutragen - dies war gleichzeitig der Ankerpunkt für den Gesamtprozess. Damit wurde auch die inhaltliche Architektur übereinstimmend festgelegt: Im ersten Teil sollte eine Datengrundlage gelegt, im zweiten sollte die qualitative Studie als Kernstück angelegt werden; in Teil drei die Erfahrungen der Profes-

sionellen ausgewiesen und in einem abrundenden vierten Teil sollten zentrale Ergebnisse der Studie dargelegt werden.

Dies implizierte auch einen Lern- und Verständigungsprozess, dass Erfahrungswissen und Selbstwirksamkeit Brückenpfeiler von Partizipation sein können. Top-down-Strukturen würden sich bei dieser Dynamik kontraproduktiv auswirken, deshalb haben die übergeordneten Gremien „ihre Experten“ mit der maximalen Entscheidungskompetenz ausgestattet.

Wahl der Methoden

Wenn ein Prozess auf den Prämissen Erfahrungswissen, Selbstwirksamkeit und aktive Beteiligung aufbaut, hat das auch Auswirkungen auf die Forschungsmethoden, die, wie im beschriebenen Fall, aussagekräftiges Material für die Lebenslagenstudie zu Tage bringen sollen. Dazu musste bei allen Beteiligten das soziale, räumliche und kulturelle Bewusstsein dafür geschärft werden, dass diese Studie in einem Landkreis erstellt wird, der wie alle Landkreise typische und atypische Merkmale einer Region zeigt.

Solche Merkmale lassen sich am besten mit einem ethnographischen Zugang einfangen, d.h. es wird auch der Versuch unternommen, zu verstehen, warum Menschen gerade in dieser Region bestimmte Lebensstile pflegen und bestimmte soziokulturelle, milieuspezifische Vorstellungen von Familie oder Gemeinschaft und Gesellschaft entwickeln.

Die Kombination ethnographischer Merkmale (die im Forschungsprozess durchaus auch wieder hinterfragt werden, z.B. weil sie sich als unüberprüfte Verfestigung in der Wahrnehmung erweisen) mit anderen Instrumenten qualitativer Sozialforschung ist in gewisser Weise eine verwissenschaftlichte Variante des sozialkritischen Gesellschaftsromans. Es werden minutiös und detailliert Lebensweisen und Alltagsgewohnheiten der Protagonisten beschrieben und hinterfragt. Man führe sich dazu aus der Romanliteratur z.B. Charles Dickens, Gustave Flaubert, später Erich Müllers oder Josef Roth, heute T.C. Boyle oder Tom Wolfe vor Augen.

Um also zu verstehen, wie Menschen leben und was sich an ihren Orten und Städten ereignet, in denen das Leben zunehmend nach Funktionsräumen – nicht nach Sozialräumen - und milieuspezifischen Segmenten aufgeteilt ist, liegt es nahe, ihre Lebenslagen und –logiken in beschreibender Form darzustellen und von einer vorschnellen Bewertung Abstand zu nehmen. Deshalb „musste pragmatisch ein Vorgehen gewählt werden, das zum einen exemplarische Einblicke in die Lebenswelten der Betroffenen erlaubt, zum anderen aber auch die für ihre Situation relevanten Perspektiven des professionellen Umfeldes deutlich werden lässt“.⁸

Es wurden individuelle Deutungsmuster der Interviewten erkennbar, die sie mühelos in den unmittelbaren Zusammenhang mit gesellschaftlichen Bedingungen bzw. vorfindbaren Strukturen brachten und während des Interviews für sich Schlüsse ziehen konnten, die im qualitativen Teil des Berichts schriftlich fixiert und damit zu einer Form von publizierter Wirklichkeit geworden sind. Die gelungene Verbindung von methodologischen Feinheiten mit praktischem Erfahrungswissen rückt den Lebenslagenbericht in Reichweite eines praxeologischen Ansatzes, weil sie sowohl den sozialen Habitus von Alleinerziehenden als auch jenen der Experten aus dem Sozialbereich ans Tageslicht bringen und Einblick in deren Mikrowelten gewähren. Die Leser des Berichtes werden dadurch nicht die Rolle eines Voyeurs gedrängt und die

⁸ Lebenslagenbericht Alleinerziehende im Landkreis Reutlingen, 2010, Seite 33

Befragten können offen über ihre Lebenssituation sprechen und werden nicht als soziale Bittsteller betrachtet. Ihr sozialer Status wird nicht als bemitleidenswert empfunden, sondern als eine soziale Wirklichkeit unter verschiedenen anerkannt. Um dies leisten zu können, muss sich die wissenschaftliche Seite auf eine zurückhaltende Position einlassen können und darauf achten, „nicht in die Projektion der eigenen, stark ausgeprägten Reflexionskompetenz auf die observierten oder theoretisch konstruierten Akteure zurückzufallen“.⁹ So richtet sich der Focus z.B. auf die Beschreibung der Orte, an denen die befragten Akteure/innen leben und an denen sie mit anderen zusammen kommen können und welche Bedeutung diese Orte für den Einzelnen erlangen.

Fazit

Mit der Korrelation von Erfahrung und Wissen als Erfahrungswissen, das sich auch aus dem Organisationshandeln heraus entwickelt, ist ein Bezugspunkt gegeben, der Wirkungsaspekte nicht mehr losgelöst von vorgeschalteten Arbeitsprozessen behandelt. Voraussetzung für die Triade Wissen-Erfahrung-Wirkung ist ein Prozess, in den möglichst viele Akteure gleichrangig eingebunden sind. Der gesamte Prozess zur Erstellung des Lebenslagenberichtes hat im Grunde den Charakter eines hermeneutischen Zirkels angenommen, weil allen Beteiligten die Chance zugespielt wurde, nicht nur einen Erfahrungs- sondern auch einen Wissensprozess gemeinsam durchzuführen. Die Zusammenschau von individuellen Erfahrungen und die Sichtung von Daten sowie die gegenseitige Vermittlung von Informationen hat nach deren Aussagen nicht nur einen Wissens- sondern auch einen Kompetenzzuwachs ermöglicht. Es konnte sozusagen eine Kompetenzdividende für alle Beteiligten ausgeschüttet werden.

Verblüffend für viele Beteiligte war in erster Linie die Erfahrung der Wirksamkeit während des gesamten Prozesses. Diese Erfahrung kam insbesondere dadurch zum Ausdruck, dass viele konstruktive Impulse über den individuellen Erfahrungsschatz abgerufen werden konnten und diese von den Protagonisten in ihre jeweiligen Arbeitsfelder eingespielt und dort nun als Anknüpfungspunkte für experimentelle Beteiligungsformen zur Verfügung stehen. Der Blick der Beratungs- und Anlaufstellen auf „ihre“ Familien und des Sozialen Diensten auf „seine“ Adressaten erfuhr dabei eine Schärfung und machte deutlich, was der Wechsel von Perspektiven an neuen Sichtweisen und Erkenntnissen hervorbringt: „Die gelungene Kooperation zwischen Wissenschaft und praktischer Sozialarbeit hat im Ergebnis zu einem vertieften Erkenntnisgewinn in diesem Arbeitsbereich geführt, dazu ermutigt, weitere Lebenslagenberichte in dieser Form zu erstellen“,¹⁰ heißt es im Schlusswort des Berichtes.

Es ist das Bewusstsein aktiviert worden, den Familien eo ipso eine aktivere Rolle bei der Deutung ihrer Situation und den Konsequenzen für ihre Lebensplanung zu überlassen. Deshalb haben die Adressaten gleichermaßen vom Arbeitsprozess profitiert: Ihr O-Ton wurde im Bericht den Aussagen von Experten gegenübergestellt und sie erhielten dadurch eine wirkungsvolle Stimme im Chor der Beteiligten. Denn auch ihr Erfahrungswissen hat Wesentliches zur Qualität und zur Differenzierung der Lebenslagenbeschreibung beigetragen. Ihre Lebensrealitäten sind in den zentralen Ergebnissen des Berichts aufgegangen. Die gelungene Kombination von Erfahrungswissen mit einem hohem Beteiligungsgrad aller Akteure/-innen und die damit verbundenen individuellen und strukturellen Wirkungseffek-

⁹ Frank Jennings, Pierre Boudieus Theorie der Praxis, Opladen 1991, Seite 27

¹⁰ Lebenslagenbericht Alleinerziehende im Landkreis Reutlingen, 2010, Seite 89

te haben schnell zur Übereinkunft geführt, auch den zweiten Lebenslagenbericht auf dieser Wirkungsplattform zu erstellen. Denn die Gremien des Landkreises Reutlingen haben inzwischen einen zweiten Lebenslagenbericht in Auftrag gegeben: Zur Zeit entsteht der Bericht „Kinderreiche Familien im Landkreis Reutlingen“, der in 2012 erscheint.

Mai 2012